

Rudolf Lüscher / Michael Makropoulos

REVOLTE FÜR EINE ANDERE STADT

1.

Die gegenwärtigen Revolten sind urbane Revolten. Das heißt nicht einfach, daß sie in den Städten aufbrechen – und das trifft nicht einmal ohne Abstriche zu. Wichtig ist vielmehr, daß nicht nur in der Stadt, sondern um die Stadt gekämpft wird. Diese urbanen Revolten sind keine Revolten gegen die Verstädterung, sondern gegen den Mangel an städtischen Lebensformen in der Stadt. Sie klagen ein Versprechen ein, das die Städte laufend geben und laufend brechen: Die Stadt, Produkt und Raum der artifiziellen Leistungen der Menschheit, verkörpert und propagiert das Versprechen, sie biete jedem wünschbaren Entwurf menschlicher Lebensformen eine Realisierungschance. Die Stadt, Knotenpunkt verschiedenster Lebensweisen und kultureller Einflüsse, verkörpert und propagiert das Versprechen, die ganze Vielfalt von Lebensformen, die sie zusammenbringt, aufgehen und sich wieder vervielfältigen zu lassen. Die Stadt ist gleichsam eine Senke im Delta der weltweiten Informationsströme, ein Umschlagplatz aller Arten, sich in der Welt aufzuhalten, und zugleich der Ort, an dem sich alle diese Arten vermischen und neu kombinieren. Wer „Stadt“ sagt, meint nicht nur den geographischen Ort, auf den alle Verkehrswege führen und an dem jeder aus der ungeheuren Sammlung menschenmöglicher Erfahrung auswählen kann. Er meint zugleich jene Chance gesteigerter Aufmerksamkeit und Intensität, jene Sphäre des Reichtums, die weit über die Existenz im Wohlstand hinaus reicht. Hier wäre die Essenz des Begriffes „Urbanität“ zu suchen, der ja keineswegs mit dem eher pejorativ markierten Begriff „Verstädterung“ zusammenfällt.

Die gegenwärtigen urbanen Revolten sind in einer Hinsicht besonders merkwürdig: sie treten nicht oder kaum in den großen Metropolen auf, aber sie fegen über die mittleren und kleineren „Groß“städte hinweg. Sie verstören die Randzonen der großen städtischen Komplexe: sie treffen Orte, deren Weltoffenheit zwar ausreicht, das urbane Versprechen dauernd präsent zu halten, aber nicht ausreicht, diese Versprechen auch einzulösen. ‚Es‘ regt sich oft am Rand der Städte. Was sich da aber regt, ist der Wille zur Urbanität in der städtischen Peripherie. Aktionen finden auch häufig zwischen Stadt und flachem Land statt: das läßt vermuten, die Abwanderung aus den Städten in den letzten 15 bis 20 Jahren habe nicht zu einer Entstädterung der städtischen Peripherie geführt; vielmehr scheint die Misere der unvollen-

deten Urbanisierung der Stadt als Sehnsucht nach Urbanität über breite Regionen verteilt zu sein. Die Forderung nach Urbanität wird genau dort angemeldet, wo die Verstädterung zwar urbane Intensität verspricht, diese aber zugleich verhindert. Das Einkaufszentrum im Grünen, Supermärkte und modernistische Gemeindezentren, die zu Treffpunkten von Jugendlichen, dann auch schnell zu Entladungspunkten ihrer Wut werden, paßt zu dieser Vermutung. Und genau hier wäre das gespannte Verhältnis zwischen den Jugendrevolten und den sogenannten alternativen Bewegungen genauer zu betrachten. Der alternative Blick ist da freilich getrübt. Kaum hieß es in Zürich „Packeis“, kaum fiel das Wort „Beton“, da stellten sich die nach Ländlichkeit dürstenden linken Interpreten ein und wollten die Gegend begrünen. Sie stießen ins Leere – und die teilweise Verwandlung eines asphaltierten Busparkplatzes neben dem AJZ (Autonomes Jugendzentrum) in einen Blumen- und Gemüsegarten hatte nichts mit bäurischen Sehnsüchten zu tun; ebensowenig die Tatsache, daß sommers allerhand Leute aus der städtischen Szene auf den Alpen anzutreffen sind. Sie kommen nämlich – gestärkt – wieder herunter, und was sie mitbringen, ist keine Ländlichkeit, sehr wohl aber die Fähigkeit, städtischem Maschinenfleiß und städtischer Minutendisziplin Paroli zu bieten.

Schon die traditionelle Landflucht läßt sich nicht auf sozio-ökonomische Motive festschreiben, die bäurische Migration in die Städte wirft ein böses Licht auf die ländliche Migration der Städter. Marx wußte, worin die Attraktivität der Stadt liegt: „Die Stadt ist bereits die Tatsache der Konzentration der Bevölkerung, der Produktionsinstrumente, des Kapitals, der Genüsse (!), der Bedürfnisse, während das Land gerade die entgegengesetzte Tatsache, die Isolation und Vereinzelung, zur Anschauung bringt.“ (MEW 3, S. 50). Wem die Genüsse dann doch vorenthalten werden, dem mag Isolation wünschbar erscheinen; wenn er sich eben die Genüsse vorenthalten läßt. Und die Stadtflucht wurzelt ja nicht im Bedürfnis, der urbanen Intensität zu entfliehen. Der flüchtende Städter nimmt ihre Apparaturen aufs Land mit. Die neue „Idiotie des Landlebens“ prägt sich genau darin aus, daß die Stadtflüchtigen sich laufend in ihren Fluchtwinkeln auf die Stadt beziehen und eine Lebensform auszubilden versuchen, die aus städtischen Bruchstücken und bruchstückhafter Verweigerung städtischer Lebensformen zusammengekittet wird. Gerade dort, wo die neuen Landnehmer auf die Stadt verzichten wollen, sitzt sie ihnen im Genick. Sie klammern sich dann an das, was sie aufgrund völkerkundlicher Literatur für die traditionellen Selbstverständlichkeiten des Landlebens ansehen, und der antiquarische theoretische Aufwand, den sie dabei treiben müssen, intensiviert seinerseits das neue Landleben. Zur Ruhe kommen die neuen Landnehmer gerade nicht.

2.

Die Stadt ist „wenigstens dem ersten Augenschein nach“ der Knotenpunkt menschenmöglicher Erfahrungen und der Möglichkeit, an ihren Realisierungen gleichzeitig und ohne Ausschließlichkeiten teilzunehmen. Das urbane Versprechen trägt so seinen Widerspruch in sich selbst, und es schlichtet den Widerspruch, indem es alle Erfahrungen als Zitate verfügbar macht. Die Notwendigkeit, aus allen Erfahrungen einige wenige auszuwählen, verliert ihren Stachel, wenn man sich an keine der selektierten Erfahrungen verlieren muß. Die problematische und brüchige Einlösung des urbanen Versprechens durch die Verflüchtigung und Punktualisierung von Erfahrungen – wie sie der Flaneur auf seinen Gängen quer durch die Stadt am gründlichsten erlebt haben mag – gelingt, soweit es der städtischen Apparatur gelingt, den Unterschied zwischen durchgemachter und zitierter Erfahrung einzuebenn. Daß diese Einebnung gerade keinen Intensitätsverlust erzwingt, wird plausibel, wenn man sich das Theatralische der zitierten Erfahrung vergegenwärtigt. Gemeinhin denken wir uns Intensität als eine Überwältigung durch Erfahrung: eine Liebe unterspült unsere Selbstgewißheiten, eine Wut reißt uns fort. Wir klappen Intensität und „Wirklichkeit“, gar „Gegenständlichkeit“ von Erfahrungen aufeinander. In der Gestalt des Flaneurs meldet sich ein anderer Umgang mit Intensitäten an: gerade weil er sich nicht an sie verliert, kann er sie auskosten; gerade weil er nicht ihre Dauer herbeiwünscht, kann er sie ausschreiten. Auf neue und verwirrende Weise erscheint eine vergleichbare Souveränität in den Eingriffen der Revoltierenden.

Die Erfahrungen, die die Stadt anzubieten hat, werden überhaupt nur dadurch verfügbar, daß sie als Informationen daherkommen. Sie werden als Zitate verfügbar, und der Erfahrungsreichtum, den die Stadt verspricht, erweist sich zunächst einmal als bare Fiktion. Aber diese Fiktion ist zugleich das einzig ‚Verlässliche‘ an der städtischen Erfahrung. Das synthetische Gebilde aus den vielfältigen Informationen ist die einzige Authentizität, die die Stadt zu bieten hat; die Künstlichkeit der Lebensform in der Stadt ist sozusagen ihre „Natur“. Die alles umgreifende Möglichkeit, Lebensformen frei zu entwerfen, ist zunächst Fiktion. Daß diese Fiktion so wirklich werden könne, wie eben etwas wirklich werden kann, ist der Angelpunkt des urbanen Versprechens. Daß aber die Fiktion in den meisten Fällen vor dem Punkt stecken bleibt, an dem sie als Intensität ohne Einbuße erfahren würde, ist der Zündfunke der urbanen Revolte.

Es geht da nur vordergründig um Informationsübertragung. Zweifellos endet die weltgesellschaftliche Teilhabe am Rand der Medien, die Bilder von überallher zusammenführen und ineinander verfließen lassen. Was der Fernseher zeigt, ist nicht

das Bild der fremden Welt, sondern das Bild einer Welt, wie sie aus realen Versatzstücken im Medium erst zur „Welt“ synthetisiert wird. Nicht die Welt ist bei uns zu Gast, sondern ein ‚Weltbild‘, auf das wir unsere häusliche Langeweile projizieren, die sich in ihm verdoppelt. Der Witz dabei ist nur, daß die Stadt – als sozialer Raum – selber, die Versuche, jene verschiedenen Fiktionen zu verwirklichen, unter Kontrolle halten muß. Der Reichtum bedroht den sozialen Raum; er wirkt destabilisierend, wenn er in einer Vielfalt wirklich wird, die der Vielfalt der Überschneidungen der Informationsströme entspräche. Die laufend versprochene Möglichkeit, daß die unterschiedlichsten Lebensformen sich in der Stadt überschneiden und durchmischen, würde die Stadt als sozialen Raum bedrohen. Deshalb muß die Verwaltung, als Organisator dieses Raumes, den Reichtum rationieren.

3.

Das Erfahrungsangebot wird in Großstädten von noch einigermaßen verwaltbarer Größe ausgedünnt – nicht so sehr, was sein Volumen angeht (als Information ist alles zu haben), als vielmehr, was sein Gewicht angeht. Die Möglichkeit verschiedener Lebensformen bleibt zwar denkbar, ja wünschbar, aber erlebbar wird nur die Idee ihrer Verwirklichung und ihre Auspinselung in den Medien. Von den vorstellbaren Verwirklichungen bleibt eine Reihe öffentlich sanktionierter und subventionierter Realisierungen. Die polymorphen Intensitäten, aus deren Verheißung die Stadt ihren urbanen Reiz bezieht, werden nicht spürbar. An ihrer Stelle wird ausführlich genau die Information serviert, die das Ungenügen der aktuellen Stadt um so ärgerlicher erfahrbar macht. Die Stadt kann so Urbanität bestenfalls spielen. Urbanität als „wünschenswerte moderne Kultur“ (Rem Koolhaas), will sagen: als unberechenbare Vermischung der verschiedensten Lebensformen, ist aber gerade das Versprechen; das urbane Versprechen ist nicht das der endlosen Inszenierung, sondern die potenzielle Wirklichkeit dessen, was aktuell nur inszeniert zu haben ist.

Daher wird die gegenwärtige Stadt als Betrug erlebt. Nur kann der Enttäuschte das, worum er betrogen wird, wieder nur in Bildern der vorgefundenen Stadt fassen. Er gerät über die potemkinschen Gerüste in Rage, die Urbanität auf Fassade reduzieren, kann aber ihren Gehalt von keinem anderen Anhaltspunkt her bestimmen, als dem, den die Fassade oder die Medien liefern. Es wird also einigermaßen schwierig, zu benennen, was es denn (wirklich ...) sei, das die Stadt einem vorenthält, indem sie es einem vorstellt.

Am heftigsten wird diesen Betrug die jeweils jüngste Generation erfahren, die sich noch nicht in der Enttäuschung eingerichtet hat und auf der Einlösung des urbanen Versprechens besteht. Und das heutzutage umso mehr, als die Weltkenntnis eines Jugendlichen, der in der Aufklärung der 70er Jahre aufwuchs, breiter angelegt ist, als die eines Gleichaltrigen in den 60er oder gar 50er Jahren. „Aufklärung“? Ja, und nicht nur ironisch: die Ausweitung des Zugangs zu den Bildungsinstitutionen, die Diffusion des Lebens, die – wie auch immer trivialisierte – Aufschließung des weltgesellschaftlichen Erfahrungsraumes – was sollten sie sein, wenn nicht eben Aufklärung oder wenigstens Stücke davon? Nicht zu unterschätzen sind dabei die Effekte und Nachwirkungen der langen Konjunktur der 50er und 60er Jahre und die Hartnäckigkeit, mit der der Massenkonsum die Krise der 70er Jahre überspielt und unterläuft. Gerade die Ambivalenzen des Massenkonsums schüren die Wut: „man klaut wieder“, sagte ein Revoltierender zu einem Soziologen. Was in Zürich nach den „Krawallen“ buchstäblich auf der (Bahnhof-) Straße lag, waren Güter des gehobenen Konsums, Luxuswaren. Und nicht alles blieb liegen: dem urbanen Versprechen folgt eben auch, wer sich einen Fernseher aneignet, auch wenn dieser nur wieder klar macht, daß das urbane Versprechen ein weiterhin leeres Versprechen bleibt.

Die urbane Revolte ist ohne eine bestimmte und pointierte Konsumhaltung überhaupt nicht erlebbar, denn dieser Konsum ist es, wodurch überhaupt so etwas wie das Ungenügen an der aktuellen Stadt entsteht: wer kennenlernen will, was über die erlaubten Realisierungen hinausgeht, muß sich an die un-unterbrochenen Informationsströme jederzeit ankoppeln können; um überhaupt zu erfahren, daß Möglichkeiten reduziert werden, muß er sich die Informationsangebote aneignen. In diesem Sinne ist eine Hi-Fi-Anlage sozusagen das materielle Substrat jener Weltkenntnis, die die Enttäuschung über das Ungenügen der erlebten Stadt hervorbringt. Doch selbst die Aneignung der Information stößt auf Widerstand, wenn sie öffentlich geschieht: „Kauf dir doch einen Kopfhörer“, schrie die empörte Fünfzigjährige den Sechzehnjährigen an, der in der Tram nicht auf Musik der „Kiss“ verzichten wollte.

Die Fließgeschwindigkeit der Information steigt, und damit auch ihre Dichte, und es sind genau die Revoltierenden, die sich auf Beschleunigung verstehen. Weil die Zeitungen und das Fernsehen, sofern sie nicht ohnehin schweigen, hinter den Ereignissen herhinken, sind in Zürich, dann auch in Basel und in Bern Telephonzeitungen eingerichtet worden. Man ruft an, und schon weiß man, wo abends eine Demo zu erwarten ist. Schneller sind nur die öffentlichen Verkehrsbetriebe: wer in Zürich wissen will, wo was los ist, steigt in die Tram und wartet auf die Durchsa-

gen der Leitstelle, die brandaktuell über Verkehrsbehinderungen informieren. Noch dichter – und da wird die Technisierung des Informationsflusses paradox – geht es nur von Mund zu Mund: wenn man sich am gewohnten Ort trifft und eine action durchzuziehen beschließt.

Die Bedürfnisse, die die Jugendlichen ausbilden, sind – gerade in ihrer Unumkehrbarkeit – in einem Land, das „nichts so sehr fürchtet wie das Leben“ (wobei es vielleicht präziser wäre, statt „fürchtet“ „neidet“ zu sagen) – eine ähnliche Bedrohung, wie die unberechenbare Vermischung verschiedenster Lebensformen. Auf die Unumkehrbarkeit dieser Bedürfnisse gibt es für die Verwaltung keine andere Antwort, als die Gewalt, und das selbst dann, wenn sich manche Wünsche der Jugendlichen, bescheiden, in einem AJZ stillen ließen.

Zum Zürcher AJZ gehört die permanente Spannung zwischen denen, die eine Insel, ihre Ruhe, ein Plätzchen im Abseits wollen, und denen, die im AJZ nichts anderes sehen, als ein ‚Sprungbrett‘, von dem sich's tiefer in die Stadt tauchen ließe. Und zur Kraft des Zürcher AJZ gehört, daß es auch die, deren Ziel ein idyllischer Freiraum ist, immer wieder daran erinnert hat, wieviel Stadt vor der Türe liegt, auch in ihrer Zürcher Kümmerform. Daß diese Erinnerung die Kraft vieler AJZ-Besucher überstrapaziert, gibt auch ein Maß für die Enttäuschungen an der Stadt.

Daß die Verwaltung nur gewaltförmig auf die Bedürfnisse der Jugendlichen antworten kann, überrascht zudem umso weniger, als die Jugendlichen im sozialen Gefüge keine Stimme haben – selbst Versuchen, rein formal, das Stimmrechtsalter in der Schweiz von 20 auf 18 Jahre herabzusetzen, war bislang kaum Erfolg beschieden. Die Jugendlichen stellen ganz einfach keine verhandlungsfähige Gruppe dar, und deshalb fallen sie aus dem Chor der sozial hörbaren Stimmen heraus. Die Jugendlichen werden sozial wie rechtlich in einen Status eingebunden, der deren Weltkenntnis Hohn spricht und sie faktisch entmündigt. Sie sind ganz real die „Kulturleichen“ der Wohlstandsstadt, und da sie sich nicht in Verhandlungen zum sichtbaren Leben bringen können, versuchen sie es in Revolten. Der Betrug um die Urbanität, den die Wohlstandsstadt verkörpert, verdoppelt sich noch darin, daß sie ihre Erfahrung, betrogen zu werden, nicht einmal in den etablierten Informationskanälen artikulieren können.

Eine kritische Dichte erreicht die Erfahrung des Betrugs dann, wenn selbst die von der Verwaltung vorgesehenen Enttäuschungskompensationen in der Verwaltungspraxis ihrer Restkontingenz wegen abgeblockt werden. Die Rationalität der Verwaltung läßt sich nicht bruchlos politisch umsetzen – zumal in einem Land wie der Schweiz, das der Urbanisierung politisch gegenübertritt, wie der sprichwörtliche

Bauer dem ihm unbekanntem Essen. Wo nicht einmal die ‚Abfederungen‘ bereitgestellt werden, die ‚Freiräume‘ oder eine punktuelle urbane Infrastruktur darstellen, steht zwischen Ruhe und urbaner Revolte nur die Gewalt der Administration – wie eben beispielhaft in Zürich, das 30 Jahre lang an einem („autonomen“...) Jugendzentrum herumplante.

Eine Zeit lang hat sich die den Erfordernissen des Sozialen entsprechende Durchorganisation des städtischen Raumes unstreitig bewährt. Gerade sie radikalisiert aber die Erfahrung, daß die Wohlstandsstadt zur Urbanität unfähig ist, bis zu dem Punkt, an dem die Rettung des urbanen Versprechens allein noch aus der Demontage der gegebenen städtischen Fassade gewinnbar erscheint. An diesem Punkt zeigt sich auch die Ambivalenz des Kampfes gegen „den Beton“. Weder ist der Beton qua Beton das Ziel der Angriffe, noch spricht sich im Wort metaphorisch die prinzipielle Ablehnung der städtischen Zivilisation aus. Gekämpft wird gegen einen bestimmten Gebrauch, der von diesem Material gemacht wird, und in dem sich ein bestimmter Gebrauch der städtischen Terrains materialisiert: dieser Gebrauch repräsentiert nicht nur das niedrigste Niveau der Architektur, sondern auch die ärmlichste Realisierung der Möglichkeiten des Materials. Die architektonische Armut des üblichen Betongebrauchs ist es, was den, der vom realisierbaren Reichtum an Lebensformen träumt, in Rage bringt, und nicht die Herkunft des Materials aus technologischen Entwicklungsprozessen. Denn gerade diese lassen diesen Reichtum realisierbar erscheinen und wecken eine Sehnsucht, die sich etwa darin ausdrückt, daß im besetzten Basler Jugendzentrum die Fenster von innen gegen das einfallende Abendlicht mit der Manhattan Skyline bemalt wurden. Die aktuelle Stadt – zumal mittlerer Größe, wie Zürich oder Hannover – erscheint als potemkinsche Lüge, gegen die ihre potenziell wirkliche Gestalt, ihr ganzes Versprechen eingeklagt werden muß. So jedenfalls mag es auf den ersten Blick erscheinen. Nur, wie sähe diese wirkliche Gestalt der Stadt denn aus?

Die Stadt ist eine Kunstfigur per se, und wer ihre „wirkliche“ Gestalt von der Warte traditionell verstandener „Authentizität“ her einsehen wollte, hat das Gelände verfehlt. Das macht die urbane Revolte so brisant: Was sie einklagt, ist nicht die Natur, nicht einmal die der Stadt, gegen die Artifizialität der technisch-industriellen Welt, sondern selber eine Kunstfigur, für deren Beschreibung die Kunstwörter fehlen. Und die Revolte reicht ihre Klage in einem Gebäude ein, das in einer jahrhundertelangen Kunstproduktion emporgezogen wurde und sich in Asphalttschungeln verliert – in Dschungeln, die in der Tat faszinieren. Nur kann man sie nicht so bewohnen, wie die Verwaltung will, und man stellt umgekehrt die Verwaltung vor unlösbare Probleme, wenn man die Dschungel so bewohnt, daß man ihren Reich-

tum ausschöpft. Darum geht es, wenn das Wort von der „Unregierbarkeit“ der Metropolen die Runde macht. Wer dagegen die jetzigen Revolten aus einem Willen zur „Authentizität“, aus einer Opposition gegen die städtische Zivilisation als solche erklären wollte, erklärt ins Leere.

4.

Was die Metropole auszeichnet, ist ihre charakteristische Vermischung kühnster Konstruktionen mit unberechenbaren und planungsentzogenen Momenten und Eingriffen. Alle Metropolen leben von der Spannung zwischen diesen antagonistischen und zugleich komplementären Momenten, und in dieser Spannung hat die moderne Architektur ihre Herausforderung entdeckt. Erinnern wir uns eines ihrer energischsten Vertreter: Le Corbusier hat zeit seines Lebens gegen die Metropole polemisiert, und Manhattan hätte er am liebsten dem Erdboden gleichgemacht, um an dessen Stelle seine „Ville Radieuse“ hochzuziehen. Sie wäre zwar auch nicht ohne Wolkenkratzer ausgekommen, wohl aber ohne ihre dichte Ballung im Raum, die diesem erst die Unübersichtlichkeit des Asphaltschungels verleiht. Diese Dichte und Unübersichtlichkeit des städtischen Raumes ist die *conditio sine qua non* seiner Urbanität. Fehlt diese vermischungsfreundliche Dichte, dann bleibt die Stadt in der Verstädterung stecken und bringt es nicht zu mehr, als zur Konzentration einer bestimmten Menge von Menschen um einen bestimmten geographischen Punkt herum. Sie bleibt somit gerade vor jener Qualität stehen, die die Metropole historisch zu einem entscheidend neuen Lebensraum erhebt. Diese Dichte, Unberechenbarkeit und Vermischungsfreundlichkeit war es, die Le Corbusier ein für allemal wegradieren wollte. Er wollte die Bewegungen in der Metropole nicht mehr bloß einer politisch-hygienisch-militärischen Kanalisierung ihrer Verkehrsströme unterwerfen wie die Haussmann und Parent-Duchâtelet Mitte des 19. Jahrhunderts im sich zur Hauptstadt der Welt entwickelnden Paris. Le Corbusier wollte die metropolitane Dichte mit Hilfe einer radikalen neuen Konstruktion entmischen; die Metropole war ihm nicht mehr ein ökonomisch-verwaltungstechnisches Problem, sondern ein ethisch-anthropologisches: sein radikal funktionalistisches Bild vom Menschen konnte in bloßen Kanalisierungsarbeiten nicht die ihm gemäße Realisierung erwarten. Daher ging es ihm – er sprach gerne in diesem Sinne von einer Konstruktion, die selbst die „chirurgischen“ Eingriffe, die die Städte immer wieder „aufschlitzten“, um sie am Leben zu halten, überbieten müsse – darum, das Spannungsfeld Metropole schlicht zu entladen. So konnte er schreiben, die Metropolen des 19. Jahrhunderts, Paris, London, Konstantinopel, seien nicht von Menschen, sondern von „Eseln“ erbaut worden. Erst recht New York, das die Kühnheit

der Konstruktionen ebenso outrierte wie die unberechenbare Polymorphie der darin realisierten Lebensformen. New York schien Le Corbuser schlicht verabscheuungswürdig – eben weil es zum Asphaltschungel geworden war.

Die Metropole lebt von der Spannung zwischen Konstruktion und Kontingenz. Sie ist sozusagen das Kampffeld von immer gründlicherer Planung und unberechenbarer Bewegungen innerhalb der Planquadrate – am sinnfälligsten vielleicht in Manhattan, das tatsächlich in rechteckige Blocks eingeteilt ist. Dieser Kampf ist nichts anderes als die Vermischung von Plan und Unberechenbarkeit, und diese Vermischung schlägt sich in den überlieferten Städtebildern von Lichtenberg über Baudelaire bis hin zu Majakowskij und Benjamin als Nebeneinander von Faszination und Bedrohung nieder.

Gibt es eine Authentizität der metropolitanen Urbanität? Ganz bestimmt nicht oder höchstens für den, der nie über den Stadtrand hinauskam. Aber die Metropole ist genausowenig etwas rein Synthetisches, und daher rührt die Schwierigkeit, Urbanität politisch-strategisch einklagbar zu machen. Wie könnte denn eine Rede von der Urbanität ausgebildet werden, die weder auf überkommene Authentizitätsformeln zurückfiele und die Metropole nur als verurteilenswürdige Kunstfigur begriffe, noch neue überschwengliche Authentizitätsformeln benutzte, die vom Standpunkt der absoluten (und aseptischen) Künstlichkeit aus die Metropole nur als schlechte Natur, als Chaos bestimmen könnte (wie bei Le Corbusier)? Nebenbei: Jene „Natur“, die die Alternativen wieder auferstehen lassen wollen, kann in den Augen eines Metropolitaners nicht anders erscheinen, denn als Kunstfigur.

Die Metropole, so möchte man meinen, ist keine Übergangs- oder Mischform von Natürlichkeit und Künstlichkeit, sondern ein Gegenstand eigener Faktur. Ein Gegenstand, der möglicherweise mit dem korrespondiert, was wir die Epoche der Moderne nennen, und der den Raum abgibt, in dem diese Epoche sich manifestiert. Das liegt nicht nur an der gesteigerten Bevölkerungskonzentration und auch nicht nur an den spezifischen Problemen, die diese der Macht stellt: Wie nämlich das Leben zum Zwecke seiner Sicherung angesichts der großen Zahl auf engstem Raum zu verwalten sei, und daß diese Verwaltung nur durch die Durchorganisation der Bevölkerung gemäß den Erfordernissen des Sozialen zu leisten wäre. Es liegt zugleich am Auftreten neuer Möglichkeiten der Herstellung von „Wirklichkeit“, die der unerhörten Verdichtung der Bevölkerung entspringen und die Frage aufwerfen, ob sie nicht die Chance in sich bergen, statt wohlstandsstädtischer Langeweile eine „Kultur der Übervölkerung“ (Rem Koolhaas) denkbar zu machen. Eine solche „Kultur“ würde nicht zuallererst der Überkonzentration der Bevölkerung durch Auflockerung der städtischen Agglomerationen abhelfen, sondern die

neuen Chancen gerade der Überkonzentration in der Metropole ausschöpfen wollen. Ob das überhaupt ein realistischer Horizont sein kann, ob die Metropole etwas anderes sein kann als eine Verdichtungsstelle des Elends und der demographischen Katastrophen, wird man fragen müssen, wenn man etwa an Mexico City oder Kalkutta denkt. Die Chancen der Metropole liegen jedenfalls nicht in der Bevölkerungskonzentration als solcher, sondern setzen offenbar einen bestimmten Stand der Ökonomie voraus, den die Erste und die Zweite Welt möglicherweise nur darum erreicht haben, weil sie ihn der Dritten Welt auf Dauer versperrt haben.

5.

Die Organisierung des städtischen Raumes muß tendenziell Urbanität geradezu verhindern, indem sie ihre kontingenten Momente kanalisiert. Die „Hausmannisierung“ der städtischen Anlageform ist in diesem Sinne ein erster Schritt zur Desurbanisierung der Stadt – freilich ein bescheidener Schritt, denkt man an Le Corbusier. Eine ganze Reihe gefeierter Projekte modernen Städtebaus können als die Perfektionierung der Desurbanisierung betrachtet werden: Beispielhaft dafür wäre das aus dem „wirklichen“ Dschungel gestampfte Brasilia, der Inbegriff der Verwaltungsstadt. Allen diesen Projekten liegt die Idee zugrunde, die Stadt aus dem „Chaos“ zu heben und sie als sozial funktionstüchtigen Raum zu organisieren. Dieser offizielle Gebrauch der Stadt ist es, der Konflikte erzeugt.

Die urbanen Revolten antworten präzise auf diese „Entchaotisierung“ der Stadt. Was sie kennzeichnet, ist ihre ‚Flüssigkeit‘. Sie sind nicht territorial fixiert; allfällig eroberte und gehaltene Territorien sind Brückenköpfe, und wenn die Verwaltung sie wieder räumen läßt, lähmt sie damit die Revolte noch lange nicht. Die Revolten sind nicht themenfixiert: Sie zielen auf die ganze Stadt, und innerhalb des städtischen Raums können sie ihre Ziele schnell wechseln. Erfolgskontrolle im traditionellen Sinne interessiert nicht: Was den Erfolg eines Eingriffs ausmacht, wird nicht mehr am Maßstab des einen, endgültigen, strategischen Ziels errechnet.

Der Erfolg liegt gerade in der Verwirrung – der Maßstäbe nicht weniger als der Verwaltung. Einer Verwaltung, die das potenzielle Chaos ordnen will, noch bevor es aktuell wird, antwortet eine Revolte, deren Erfolg nicht zuletzt die Fabrikation des Chaos ist. Die gegenwärtigen Revolten sind weder organisierbar noch organisationsverfallen: Sie teilen mit den Maßnahmen der Verwaltung keine Deutungsebene, und ihre – politische oder polizeiliche – Identifizierbarkeit wäre ihre Niederlage. Sie funktionieren – um ein anachronistisches Wort zu benutzen solange ein neues fehlt – banden- oder meutenmäßig. Man sollte sich hier nicht durch die alternative Rhetorik und ihre verballhornte Ethnologie konfus machen lassen: Von

den „Stämmen“, die als einzige überleben werden, ist viel die Rede, aber was hier zusammenkommt und auseinanderfließt, sind keine Stämme; für diese gelten andere Stabilitätsregulierungen als für die urbanen Bewegungen.

6.

Leicht zu sehen, wie das architektonische Motiv der sozial funktionalen Organisation des städtischen Raumes auf einer anderen Abstraktionsebene wiederkehrt, wo die Unverständlichkeit oder „Sprachlosigkeit“ der gegenwärtigen Revolten getadelt wird. Verständlichkeit ist ihrerseits eine Form von Kanalisierung, und das entscheidende Bemühen des rationalen, verwaltungsoffenen Subjekts ist ein ordnendes. Tatsächlich liegt alle Plausibilität bei der Herstellung von Ordnung: Weil die Großstadt eine Unzahl von Codierungen zusammenbringt und ihre Durchmischung fördert, muß die Macht, die auf Organisation zielt, diese Durchmischung der Codierungen in eine Ordnung bringen. Sie muß einen Code privilegieren, der sich über das ganze Gemisch legen läßt. Was sich demgegenüber als Gegenmacht etablieren möchte, um von diesem Ort aus oppositionell wirksam zu werden, spielt dagegen einen anderen privilegierten Code aus. Diese klassische Form des Protests stößt jedoch bald an ihre Grenze, wenn sie Urbanität einklagen will. Denn Urbanität dokumentiert sich gerade darin, daß in ihr kein privilegierter Code existiert. Das urbane Nebeneinander verschiedenster Codes kommt der sozialen Verwaltung des städtischen Raumes in die Quere, die genau einen Code, den des Sozialen privilegieren muß. Was sich Subkultur nennen läßt und darin schon seine Niederlage eingesteht, kann sich als „Ghetto“ in die Verwaltung einpassen, oder als „Gegenmacht“ die Ablösung der gerade anzutreffenden Verwaltungsträger vorbereiten. Beidemal verbietet sich aber damit der Subkultur gerade der Zugang zu Urbanität: Daß sie eine Subkultur ist, erfährt und bestätigt sie dadurch, daß sie ihrerseits einen Code privilegiert; sie codiert sich als Opposition und läßt sich vom offiziellen Code vorgeben, wie ihre eigene Codierung zu geschehen hat. Pointiert gesagt: Man kann versuchen, entweder urban zu sein, oder oppositionell. In jenem Idealtypus der Verwaltung, der etwa Ex-BKA-Chef Herolds Traum durchzieht, vermöchte die Verwaltung jeden verfügbaren Code zu sortieren und ihm seinen Platz im städtischen Kanalisierungsnetz zuzuweisen, im Zentrum oder irgendwo in dessen Ausläufern. Hinaus fände nur, wer die Ordnung der Codierungen durcheinanderbringt, ohne dieser Verwirrung einen neuen Code überzustülpen. Das mag, wo es versucht wird, erscheinen, wie ein Rückzug aus dem Politischen.

Es kann aber auch ein Schritt über das Politische hinaus werden: Nämlich das Spiel der unberechenbaren Momente, die Planung laufend freisetzt, und denen sie nicht

beikommt, solange sie bleiben muß, was sie eben ist: Planung. Daß die Unberechenbarkeit der Revolten nicht hinter das Politische zurückfällt, sondern über es hinaustreibt, wird dort deutlich, wo an die Stelle subkultureller Angst vor der Macht – und was anderes drückt der leicht antiquierte Slogan „Keine Macht für Niemand“ aus? – ein planungsferner Spaß an der punktuellen Macht tritt. Daß die globale Krise der Verwaltung, die am vorläufigen Ende des keynesianischen Planstaatsprojekts steht und notdürftig mit iron ladies und tough cowpokes überspielt werden soll, dem Unberechenbaren Aufwind gibt, überrascht nicht.

Darin meldet sich ein tiefes Mißtrauen gegen oppositionelle Politik und ihr Medium, nämlich rationale Kritik. Die Gründe dafür sind im Selbstverständnis und in den Verwaltungspostulaten der modernen technisch-industriellen Gesellschaften selber zu suchen. Diese Gesellschaften sind tendenziell planstaatlich, sozial-demokratisch organisierte Gemeinwesen. Ihrer Organisation liegt der allgemeine, rational begründete und rational nicht negierbare Grundkonsensus über den Primat des Sozialen zugrunde. Kritik ist innerhalb dieser Gemeinwesen nur denkbar als Kritik an der (Un-) Tauglichkeit bestimmter sozialpolitischer Interventionen zur optimalen Erfüllung der Forderungen des Sozialen. Nicht mehr denkbar (im buchstäblichen Sinne) ist aber eine rationale Ablehnung dieser Privilegierung des Sozialen, weil sich keine rationalen Argumente gegen diese bilden lassen. Kein „vernünftiger“ Mensch wird „ernsthaft“ bestreiten können, daß allein die Organisation gemäß Kriterien des Sozialen die Chance gewährt, Populationen, wie sie heute etwa in den westeuropäischen Ländern existieren, derart zusammenzuhalten, daß die Sicherheit und Wohlfahrt einer möglichst großen Zahl von Individuen gewährleistet werden. Als rationale Operation per se hat Kritik am Konsensus über die sozial-demokratische Organisation von Gesellschaft teil – nicht weil sie von diesem Konsensus integriert würde, sondern weil sie diesem zugrundeliegt. Der einzige einsehbare Problemhorizont ist dann, ob diese gigantische Organisationsleistung überhaupt vollbracht werden kann oder nicht, und ob das Scheitern dieses Unternehmens mit anderen als mit apokalyptischen Wörtern beschrieben werden könnte. Die Linke orientiert sich ausschließlich an diesem Horizont und gewinnt ihm eine erpresserische Politik ab, indem sie an allen Ecken mit noch einer Apokalypse aufwartet, gegen die sie, je nach Fraktion, die Ökodiktatur oder die „Selbstverwaltung“ anzubieten hat. Daß sie sich eben da mit jenen „Konservativen“ berührt, die sich mit dem bloßen Vertrauen aufs ‚Weiterwursteln‘ nicht bescheiden, ist konsequent.

Das Mißtrauen gegen oppositionelle Politik und rationale Kritik hatte bereits zu Beginn der Tradition der Metropolen seine Figur gefunden: den poète maudit, den

nicht die *Möglichkeit* der sozialen Organisationsleistung interessierte, sondern ihre *Wünschbarkeit*, und der allemal wußte, daß sie nicht wünschbar sei. Eben diese Ablehnung des Sozialen macht ihn zum poète maudit. Seine antisoziale Haltung katapultiert seine Texte aus dem Horizont des Rationalen – und bindet so zugleich sein Mißtrauen an eine falsche Alternative.

Es liegt allzu nahe, den gegenwärtigen Revolten das Bild des poète maudit überzukopieren, wenn man wissen will, woran man ist. Der neue Aufstand gegen die Arbeit, das gespannte Verhältnis zum Sozialen, die Suche nach anderen als den überkommenen Formen der Selbstdarstellung – all das weckt zunächst Erinnerungen an den poète maudit, und diese Erinnerungen mit den zugehörigen Verurteilungen oder aber Heiligsprechungen werden auch ausgeschlachtet. Der Gegensatz von sozialer Organisation und jener Spezialform von Urbanität, die der Dandy verkörpert, bildet jedoch keineswegs das Kraftzentrum der neuen Revolten – bestenfalls ist dies eine transitorische Illustration am Rande der Bewegungen –, deren Versuche, neue Lebensformen zu erproben, nicht abstrakt negativ auf soziale Organisation bezogen sind. Sie bewegen sich eben nicht zwischen den Polen eines Gegensatzes, sondern in einem Spannungsfeld. Die Revolten verlassen die Figur des poète maudit genau dort, wo sie ihren Aufstand gegen Arbeit und die Perfektionierung des Sozialen als Kampf um die Stadt, und nicht als flânerie durch die Fassaden der Stadt betreiben. Wer Urbanität einklagt, dem geht es nicht darum, die pure Negation des Sozialen gegen dessen administrative Perfektionierung auszuspielen; er versucht, das Soziale zu einer Basisstruktur des städtischen Raumes zu machen, ohne es zu privilegieren. Diese Option hat in den modernen Stadtplanungen so gut wie keine Rolle gespielt. Sie waren vielmehr auf die Privilegierung des Sozialen eingeschliffen und suchten sie durch die übersichtliche Ordnung des Raumes und der Zeit, die Disziplinierung der Verkehrsströme und die Vermeidung von Vermischungsstellen zu verwirklichen.

7.

Urbanität setzt das Soziale nicht außer Kraft. Sie bezieht es vielmehr in die Gestaltung des städtischen Raumes ein – als Korrektiv ihrer nichtsozialen Momente. Es wird damit zu einem Spannungspol im Widerstreit verschiedener Lebensentwürfe, der die Faszination und die Intensität der Metropole ausmacht. Urbanität privilegiert das Soziale nicht, sie nutzt es. Die gegenwärtigen Revolten sind darum nicht „soziale Bewegungen“ im traditionellen Sinne, sie sind aber auch nicht antisoziale Auflehnungen, sondern schlicht Revolten gegen die Privilegierung des Sozialen, die sich in der Durchsetzung von Ordnungskonzepten administrativen Zuschnitts

konkretisiert – und dabei statt einer „Kultur“ der Übervölkerung bestenfalls deren Verwaltung zustande bringt.

Das Soziale zielt auf eine umfassende Versicherung des Lebens. Deren Voraussetzung ist die Bannung so vieler Unberechenbarkeiten wie nur möglich. „Zürich gibt dir eine Lebensversicherung, aber kein Leben.“ Ob am Ende dieser Tendenz die Auslöschung aller Unberechenbarkeit, das Verschwinden alles Ereignishaften stünde, ist nicht die vordringliche Frage – ganz abgesehen von den Problemen, die eine Rede aufwirft, die dieses „Ereignishaft“ ontologisiert. Das Problem ist vielmehr, wo der Sättigungsgrad sozialer Funktionsprinzipien und sozialtechnischer Interventionen läge, der in einer Großstadt die unverzichtbare Unberechenbarkeit hinreichend domestizieren könnte. Das Kontingente soll ja nicht verschwinden, sondern selber zu einem funktionalen gesellschaftlichen Moment werden – gleichsam zu jener Reibungswärme, die nötig ist, damit die Versicherten nicht erfrieren. Diese Domestizierung des Unberechenbaren mag weit von seiner restlosen Bannung entfernt sein, die allgegenwärtige Kontrolle und Versicherung erforderlich machte. Jedenfalls wäre jener Sättigungsgrad, an dem – traditionell gesprochen – der Staat seine Schutzfunktion hinreichend erfüllt, zugleich das Ende der Reise. Keine Theorie wird sich jenseits dieses Punktes mehr auf die Herstellung (sozialer) Sicherheit als den privilegierten Zweck der Politik beziehen können – was den Perfektionisten, zumal den Marxisten, wohl nie einleuchten wird. Solange aber der prominente Zweck der Politik die Herstellung des Sozialen ist, schreiten Bewegungen gegen die Privilegierung des Sozialen in einen transpolitischen Bereich. Sie überschreiten das Instrument zur Herstellung des Sozialen, nämlich die Politik: Kein Defizit gegenüber dem Politischen – wie ihnen von einer leicht ältlichen Linken gerne untergeschoben wird –, sondern ein Überschuß.

Was gegenwärtig angegriffen wird, ist die ungeheuerliche Anmaßung des common sense: Es könnten nämlich die Populationen der Neuzeit nur am Leben erhalten werden, wenn sie ausschließlich nach Kriterien des Sozialen organisiert und verwaltet würden. Diese Zurichtung der Gesellschaften hat gleichzeitig eine Ausweitung der bloß vorstellbaren und eine Verengung der faktisch verfügbaren Bewegungs- und Denkspielräume zur Folge. Jene Generation, die dem urbanen Versprechen am intensivsten ausgesetzt ist und es am ernstesten nimmt, wird diese Spannung am heftigsten als Behinderung und Enge erfahren – und welche Generation vor der jeweils letzten hätte jenes Versprechen nicht ernst genommen! Nur sind die vorstellbaren Bewegungsräume immer weiter geworden. Die aktuellen Revolten bescheiden sich nicht mit den verengten Horizonten der zulässigen Bedürfnisse und erst recht nicht mit der Versteinerung dieser Horizonte: Mit der offiziell beauf-

sichtigten Inszenierung der urbanen Kultur und der Abbildung anderer Möglichkeiten in den Medien.

Die aktuellen Revolten kehren sich eher gegen die offizielle Kultur als gegen deren ökonomische Voraussetzungen. Ihre Basis ist der Wohlstand der langen Nachkriegskonjunktur und sein Nachleben in der Krisenkultur der 70er Jahre, ihre Basis ist die Langeweile im Wohlstand und die Öde der Krisenbewältigungsangebote der offiziellen Kultur. Deshalb sind die mitteleuropäischen Revolten der letzten Zeit auch nicht in den selben Interpretationstopf zu werfen, wie die englischen Aufstände des Sommers '81. Ähnlichkeiten zu Gleichheiten stilisieren, dient sicherlich auch in diesem Fall der Vereinheitlichung des Weltbildes, aber nicht der Einsicht.

Den modernen Gesellschaften ist es gelungen, durch die Privilegierung des Sozialen, utopisches Potential weitgehend an dieses zu binden. Wo das Soziale alle Rationalität aufgesogen hat, können Utopien keine Befreiung vom Primat des Sozialen anvisieren, wenn sie nicht zur puren Phantasterei ohne Stachel verkommen wollen. Darüber schrumpft aber alles utopische Denken bis nahe Null. Was einmal utopisches Denken – als planerischer Zukunftsentwurf – hieß, kann sich nur noch in der Kümmerform der Negation bewegen und im „Aussteigen“ darstellen. Zugleich scheint utopisches Potential im administrativen Bereich derart aktiviert zu sein, daß es wohl nicht übertrieben ist, zu sagen, die Utopien hätten ihren Träger gewechselt. Je mehr der Bestand des Sozialen an die Technifizierung der Welt gekoppelt wird, desto mehr gilt es, den soziotechnischen Bereich planerisch zu erfassen und innovativ auszuweiten. Hier ist der Ort, wo heute Utopien entworfen werden; es ist aber nicht mehr das Subjekt, und je mehr utopisches Potential mit den Innovationsplänen des soziotechnischen Bereichs zusammenfällt, desto weiter rückt es von den Subjekten ab. Die Utopien verschwinden nicht – das ist das Schreckliche: „Was, Lichtblicke? Oh, Lichtblicke gibt es genug. Nur da nicht, wo ihr sie sucht, oder ich. Utopien? Gewiß, aber wo? Wir sehen sie nicht. Wir fühlen sie nur wie das Messer im Rücken.“ (H.M. Enzensberger, Die Frösche von Bikini) Dagegen setzt die Revolte nichts, als die Unberechenbarkeit. Keine Parole war weniger resignativ als **FUTURE ALREADY SOLD!**

(zuerst in: Ästhetik und Kommunikation, 49, 1982, S. 113-125)